

Gebranntes Kind sucht Feuer

Ralph Giordano „Erinnerungen eines Davongekommenen“

Ralph Giordano kenne ich seit zwanzig Jahren, seit einer gemeinsamen Rundfunksendung über den türkischen Völkermord an den Armeniern. Bis heute ein gefährliches Thema, ein neuralgischer Punkt. Von der offiziellen Türkei wird dieser Genozid geleugnet und gegen jeden, der öffentlich daran erinnert, Paragraph 301 des türkischen Strafgesetzes angewandt, „Herabwürdigung des Türkentums“. Erst im vergangenen Jahr wurde ein armenischer Journalist, der sich nicht an das Schweigen hielt, auf offener Strasse ermordet.

Giordano Grosseltern väterlicherseits stammen aus Sizilien, aber die *omertà*, das Schweigegebot der Mafia, hat ihn nie eingeschüchtert, nie verstummen lassen. Im Gegenteil: das lang Verschwiegene, Verdrängte wurde sein bevorzugtes Thema. Es war fast folgerichtig, dass er auf die totgeschwiegene Tragödie der Armenier stiess und einen Fernseh-Film darüber machte. Über die Wirkungen schreibt Giordano in seinen Erinnerungen:

„Die telefonischen Morddrohungen häuften sich (...), doch darunter waren auch Anrufe von Türken, die ihre Scham und Trauer bekannten, mich aber um Verständnis baten, namenlos zu bleiben, weil sie sonst um ihr Leben fürchteten (...) Es dauerte weitere zwanzig Jahre, bis sich etwas tat(...): 2005 verabschiedete der Deutsche Bundestag einstimmig eine Resolution zur ‚Erinnerung und zum Gedenken an die Vertreibungen und Massakern an den Armeniern 1915‘, ein Dokument, das das lange deutsche Schweigen endlich offiziell brach.“

Meist wirkten seine Filme und Bücher zunächst schockierend auf die bundesdeutsche Öffentlichkeit, und fast immer gaben ihm spätere Entwicklungen recht, folgte der Tross der öffentlichen Meinung über kurz oder lang dem Spurensucher und Pionier Giordano. Die „*Erinnerungen eines Davongekommenen*“, wie Giordano seinen 2007 bei Kiepenheuer und Witsch erschienen Lebensabriss nennt, sind voll von solchen Geschichten mutigen Vorpreschens und späterer Anerkennung.

Der Sohn einer jüdischen Mutter und eines italienischen Vaters wurde 1923 in Hamburg geboren, fühlte sich zunächst nicht anders als die Kinder ringsum und war doch ein früh Gezeichneter. Jugend in der Nazi-Zeit, Verfolgung, Gestapo-Verhör, Versteck. Nach dem Krieg Liebesaffäre und baldiger Bruch mit dem Kommunismus. *Die Partei hat immer Recht*, hiess das Buch, in dem er sich lossagte. Dann, im Westen, die journalistische Karriere. Erfolge beim Fernsehen, Bekanntheit, wachsender Einfluss. Aus seiner unerschütterlichen Menschlichkeit heraus hat Giordano das richtige Gespür für die kommenden Themen: „*Hunger, Slums, Folter, Flüchtlinge*“, wie er selbst summiert, all dies schon in den Sechziger Jahren.

Hier wäre mancher stehen geblieben, als Klassiker des Betroffenheits-Fernsehens. Giordano bricht auch dieses Stereotyp. Er selbst ist es, der mitten in der begeisterten Schilderung seiner Fernseh-Arbeit, seiner Erfolge, seiner wachsenden Popularität dem „*Wunderglauben an die Wirksamkeit der eigenen Arbeit*“ ein skeptisches Nein entgegensetzt. Das populäre Medium hat ihn nicht verführt, nicht verschlungen. Bücher wollte er schreiben, unbequeme, schwierige Bücher, und damit beginnt er nun, nicht mehr Jüngste, in seinen Fünfzigern, Sechzigern und später, wieder mit grossem Erfolg.

Sympathisch ist Giordanos Bemühen, die Weggefährten seiner achteinhalb Jahrzehnte Leben zu würdigen, seine verstorbenen Frauen, seine Kollegen und Freunde, die Orte und Länder, die er besucht hat und die ihm am Herzen liegen. Giordano ist ein Kind geblieben, das staunend, begeistert oder entsetzt durch die Welt reist, gegen ihr Unrecht protestiert, sich für ihre Schönheiten begeistert, sich weigert, die falsche „Vernunft“ der Erwachsenen anzuerkennen. Seine Haltung nennt er selbst *humanitas*, und gerade weil er wegen seiner jüdischen Mutter vom humanistischen Gymnasium relegiert wurde, hängt er seinem Ideal mit grösserer Treue an als die meisten anderen.

Giordano ist eine Symbolfigur, von Jugend an. Im Laufe seines langen Lebens hat er dem Symbolischen seiner Existenz immer neue Facetten hinzugefügt. Zunächst ist er der Überlebende, ein deutscher Jude, der dem Holocaust entronnen und einfach noch da ist. Dann, indem er sich

entschliesst, trotzdem in Deutschland zu bleiben, symbolisiert er die Hoffnung auf Deutschlands Wandel:

„Ja, ich bin (...) in Deutschland geblieben(...) Weil ich inzwischen herausgefunden hatte, dass es Millionen von Deutschen gab, die in den elementaren politischen und moralischen Grundfragen so dachten wie ich oder ich wie sie. Da war etwas aufgekommen, was vorher nicht da war, eine Ahnung von Zugehörigkeit, (...) eine am Horizont lichternde Hoffnung.“

Er wirkt tatkräftig bei diesem Wandel mit, indem er sich als Fernsehjournalist den Schmerzthemen seiner Tage widmet, Symbol einer neuen Lebenshaltung in einer Nation der Verdränger und Mitläufer. Er erweist sich als gebranntes Kind, das Feuer nicht flieht, sondern sucht.

„Die Empörung war gross, ich hatte mir das neuralgischste Thema ausgesucht, die empfindlichste, weil schmerzlichste Stelle im Gemütshaushalt der Nation (...) Mein Gefühl, schreiben zu können und zu dürfen, was mir auf der Seele lag, war unbeschreiblich.“ (S.274)

Giordano ist ein Mann von beispielhafter Zivilcourage, die er auch heute zeigt, wenn er gegen die zunehmende Macht des Islamismus protestiert. Er fürchtet jede Art von Totalitarismus, auch den religiösen, und die Furcht vor einem erneuten Verlust seiner Freiheit – vor allem der Freiheit, zu sagen und zu schreiben was er denkt – ist bei ihm stärker ausgeprägt als jede andere. Schlüsselerlebnis seines Lebens bleibt die Befreiung aus dem Versteck nach dem Ende des Hitlerreiches. Er hat tiefer gefühlt als die meisten Menschen, welch ein Segen die Freiheit ist, und er erinnert daran, heute, da diese Freiheit immer noch, immer wieder, immer von neuem bedroht ist:

„Ich ging nicht, ich schwebte; ich atmete nicht, ich trank die Luft wie Nektar; ich dehnte mich, bis der Brustkorb zu zerspringen drohte – Freiheit, Freiheit! Und da war vor allem die Freiheit von Angst. Das Erstaunen, nein, das überglückliche Entzücken darüber hat mich nie verlassen, bis in die Gegenwart. Wenn ich heute, im neunten Lebensjahrzehnt, morgens die Augen aufschlage, frage ich mich verwundert und ungläubig: Bist du wirklich da? Hast du das tatsächlich überstanden?“

(c) CHAIM NOLL

Veröffentlicht: Rheinischer Merkur, Berlin, November 2007